

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Rheingauer Bote.

Verlag von Anton Meier in Ridesheim a. Rh.

1915. * Nr. 36

Aus Mangel an Beweisen.

Man von Gabriele, Baronin von Schluppenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Sie band die zierliche Lauschürze fest, dann machte sie sich eifrig an die Arbeit, bei welcher Trina half. Noch hatte Ilse selbst Hand in der Küche angelegt. Es machte ihr großen Spaß, die goldgelben Kuchen entstehen zu sehen, sie mit Puderzucker zu bestreuen, bis einem ansehnlichen Berge häuften.“

„Kann ich mithelfen?“ fragte Dersfelds muntere Stimme, „ander Kopf guckte zum Fenster hinein.“

„Ersehen doch nichts davon“, warf Hilde spöttisch hin. „Ich verstehe sie zu essen.“

„Kunst! Seien Sie nicht kindisch.“

„Hetterte geschmeidig durchs Fenster.“

„Ist mein Leibgericht“, sagte er; dann flüsterte er Hilde: „Die können Sie alle Tage baden, wenn Sie meine

Knopfloch gesteckt. „Wahrscheinlich hat er sie verloren“, dachte Ilse, „na, mir kann es egal sein.“

Es war drückend schwül. Dunkle Wolken türmten sich im Osten, der Donner grollte und einzelne Blitze zuckten. Ein schweres Gewitter war im Anzuge. Die kleine Gesellschaft in Ilsenruh konnte nicht recht fröhlich sein, ein banges Gefühl bedrückte sie. In diesem Sommer waren die Gewitter besonders böse. Erst kürzlich war drüben auf einem Nachbargute eine Scheune niedergebrannt, und ein anderes Mal war ein Arbeiter mit seinem Pferde auf dem Felde erschlagen worden.

„Wenn es nur bei uns kein Unheil anrichtet“, sagte Bernd besorgt, „ich will doch lieber die Spritzen bereit halten.“

Dersfeld sprang auf. „Ich gehe mit Ihnen, Stetten.“ — Sie verschwanden eiligen Schrittes; die drei Damen blieben allein.

Hilde zitterte vor Angst, sie verbarg den Kopf in dem Schoß der Mutter. Ilse fürchtete sich nicht, sie war in der Schweiz an ganz andere Gewitter gewöhnt gewesen. Furchtlos blickte sie in die Wolken, die zackige Blitze teilten. Noch regnete es nicht.

Unheimlich dunkel war es geworden.

Da ein Krach, ein niederzufallender, bläulicher Blitz.

„Das hat eingeschlagen!“ riefen die drei Frauen.

Die Feuer-glocke ertönte, die Leute, die auf dem Feld gearbeitet hatten, eilten vorüber.

„Es brennt im Dorfe!“ schrien sie angstvoll.

„Und Dersfeld und Bernd sind dort!“ rief Hilde, den jungen Kurländer zuerst nennend.

„Gott wird sie beschützen, liebes Kind.“

Jetzt prasselte der Regen hernieder, der beste Retter in der Not. — Aber die Feuer-glocke verstummte nicht, es mußte kein kleines Feuer sein. Wahrscheinlich hatte der Blitz an mehreren Stellen eingeschlagen. — Der Himmel färbte sich rot. — Eine angstvolle Stunde verging. Da kam Brömmeler herangesprengt.



Nach dem Kampf: Eine Sanitätsabteilung sucht ein Gefechtsfeld in Ostgalizien nach Verwundeten ab.

Stetten wunderte sich, den Sohn um diese Zeit zu sehen, er war sonst immer am Nachmittage in Wald beschäftigt.

Der Blick Ilse streifte seine Zoppe. Die Kornblume, die er gegeben, war verschwunden, er hatte sie doch in das

gen hernieder, der beste Retter in der Not. — Aber die Feuer-glocke verstummte nicht, es mußte kein kleines Feuer sein. Wahrscheinlich hatte der Blitz an mehreren Stellen eingeschlagen. — Der Himmel färbte sich rot. — Eine angstvolle Stunde verging. Da kam Brömmeler herangesprengt.

„Kinder!“ rief er den Frauen zu, „das Feuer ist gelöscht, es sind aber drei Häuser im Dorf niedergebrannt. Dank Berns Umsicht und Energie, der wie ein Feldherr in der Schlacht die Spritzen leitete, hat das Feuer nicht weiter um sich gegriffen. Er hat mit eigener Lebensgefahr zwei Kinder gerettet. Ihr hättet Bernd nur sehen sollen! Heute war er an seinem Plaze. Der Junge ist wie umgewandelt, die Last ist —

Brömmeler erhaschte einen warnenden Blick seiner Cousine.

„Ach so“, brummte er, sich auf Ihes Anwesenheit besinnend.

Sie las ihm die Worte von den Lippen.

„Und Derfeld?“ fragte Hilbe schlichtern.

„Auch der hat tapfer geholfen. Mit seinen Riesenkräften arbeitete er unermüdlich für zwei bei den Pumpen.“

„Wir wollen eine Erfrischung für beide vorbereiten“, sagte Frau von Stetten. Und die drei Damen eilten in Küche und Speisekammer, während Brömmeler noch einmal ins Dorf zurückritt.

Das Gewitter hatte aufgehört. Schon lugte die Sonne zwischen den lichter werdenden Wolken hervor, ihre Strahlen glänzten auf den nassen Blättern der Bäume.

Nach einer weiteren Stunde kamen die Männer nach Hentrich. Bernd und Derfeld sahen betruft, aber strahlend aus.

„Mein lieber Junge!“

Frau von Stetten wollte den Sohn umarmen, er wehrte ihr lachend. Seine weißen Bähne schimmerten hinter dem schwarzen Schnurrbart. — Ise betrachtete ihn von weitem.

„Er ist ein ganzer Mann“, sagte sie sich. „Und ich habe ihn häßlich behandelt aus kindischem Trost, weil ich seine Herrennatur fühlte und mich ihr nicht fügen wollte.“

„Mutting, erst müssen wir uns reinigen“, wehrte Bernd ab.

Derfeld, der ebenso schwarz aussah, nickte Hilbe freundlich zu. Dann gingen beide ins Haus, von wo sie nach geraumer Zeit frisch gewaschen auf die Veranda kamen.

Derfelds Kleider waren vom Wasser und Ruß verdorben; er zog einen Anzug von Bernd an, der für seine Länge zu kurz war.

„Hilbe wird mich auslachen“, dachte er, „aber das tut nichts.“

Sie lachte aber nicht über ihn, obgleich er drollig genug in den bis zu den Knöcheln reichenden Beinleidern und dem Rod mit den zu kurzen Ärmeln aussah. Sie war sorgsam um ihn bemüht, strich ihm das Butterbrot und belegte es mit großen Scheiben rosigen Schinkens, schenkte ihm Wein ein und blickte ihn freundlich an. Derfeld hatte sie am liebsten dafür geküßt.

Bernd wehrte die lobenden Worte des Onkels ab.

„Ich tat ja nur, was meine Pflicht war“, sagte er bescheiden.

Der Wagen aus Willehmen holte Ise ab.

„Auf Wiedersehen“, sagte sie Abschied nehmend, indem sie Bernd die Hand reichte.

Dieses Mal umschlossen die zarten Mädchenfinger mit warmem Druck die kräftige Hand des Mannes.

Während der nächsten Wochen nahm die Roggenernte Berns Zeit in Anspruch; er war den ganzen Tag auf den Feldern. Selten kam er nach Willehmen und dann fast nur auf Augenblicke, um Mutter und Schwester abends abzuholen.

Manchen Pirschgang machten Brömmeler und der Nefse zusammen; immer mehr schloß der alte Herr den Sohn Friedas in sein Herz. —

Der Geburtstag Frau von Brömmelers nahte; es wurden festliche Vorbereitungen getroffen. Man lud die Nachbarschaft ein, und die Jugend hoffte auf ein munteres Tänzchen.

Bernd hatte versprochen, zu kommen. Je näher der Tag kam, desto mehr scheute er sich, die vielen Menschen zu sehen. Hatte er es doch ängstlich vermieden, größere Gesellschaften mitzumachen, in der Furcht, daß er einen früheren Bekannten treffen könne, der um sein trauriges Schicksal wußte.

Dies sollte ihm heute nicht erspart bleiben.

Unter den Gästen befand sich ein junger Referendar aus Posen, der den Gerichtsverhandlungen beigezogen hatte und mit Bernd recht gut bekannt war. Er weilte eben zum Besuch bei einem benachbarten Gutsbesitzer und war, als flotter Tänzer, zugleich mit diesem nach Willehmen eingeladen. — Als der Referendar Möller Stetten erblickte, stutzte er, aber er verriet nichts. Die beiden jungen Leute schüttelten sich die Hände und sprachen einige gleichgültige Worte. — Später, als beide allein im letzten Zimmer saßen, an das ein Blumenstrauß stieß, sagte Möller:

„Zum Kuckuck, Stetten, also hier findet man Sie! Sie haben sich seit der unseligen Mordgeschichte aber gut versteckt. Man fragte sich oft, wo Sie geblieben seien und vermutete sie in den Kolonien oder in Rußland.“

Bernd war totenblaß geworden.

„Sprechen Sie leise“, bat er, sich umsehend. „Außer meinem Onkel Brömmeler weiß hier niemand von meinem Unglück.“

„Armer Kerl“, sagte der Referendar leiser. „Ja, ja, es ist hart,

freigesprochen zu werden aus Mangel an Beweisen, hoffe noch immer, daß die geheimnisvolle Geschichte klären und der wahre Mörder ans Licht kommen werde.“

„Ich wage nicht mehr, es zu hoffen“, entgegnete Bernd.

„Kopf hoch, lieber Freund! Noch ist nicht aller Dämonen die Thür geschlossen.“

Sie dürfen den Mut nicht verlieren!“ Möller schüttelte Stetten herzlich die Hand, dann der Gesellschaft zurück. Selbstverständlich würde er in Unglück schweigen, das versicherte er noch.

So leise auch das Gespräch geführt worden war, Mädchenohren hatten doch jedes Wort davon vernommen. Gerade im Erker mit dem Ordon der Kottillen beschäftigt gewesen; sie hatte, als sie jemanden kommen die schwere Sammetportiere zugezogen, welche den Versteck einschloß.

Als Möller ihn verlassen, sank Bernd wie gebrochener Sessel und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Entrang sich seinen Lippen.

„Ich muß es tragen“, dachte er verzweifelt.

„Bernd!“

Er blickte empor. Vor ihm stand eine weißgekleidete Gestalt, und eine kleine, weiche Hand legte sich auf während zwei in Tränen schimmernde Augen ihn an. „Ise! — Sie — Sie haben alles gehört!“

Sie nickte nur, sie konnte nicht sprechen; heißes füllte sie. Jetzt kannte sie sein schweres Los, jetzt war ihm oft so düster die Stirn ungewohnt.

„Ja — ich konnte nicht anders, Bernd.“

Sie nannte ihn bei seinem Namen, ohne es selbst zu merken.

„Und Sie weichen nicht von mir zurück?“ fragte

„Sie fliehen den nicht, der aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde? Sie — Sie glauben an meine Unschuld?“

„Ja, Bernd, selbstverständlich.“

„Ich danke Ihnen.“ — In leidenschaftlicher Aufregung

Bernd die kleinen Hände an sich und bedeckte sie mit heißen Tränen.

Ise ließ es bebend geschehen. Sie mußte sich ihm willenslos — schrankenlos — ihm, dem Mann, dem freundlich entgegengekommen war, ihm, dessen Wund blutet unter falschem Verdacht. Und sie sprach leise Worte zu ihm; sie bat ihn zu hoffen und Gott zu danken.

„Seien Sie nicht so gut zu mir; ich — ich kann tragen“, stammelte Bernd.

O, daß er frei wäre, daß er die Arme fest um sie hätte, daß er ihr sagen dürfte, wie innig er sie liebte. — In bitterer Not war ihm dies zur Erkenntnis gekommen. Qualen geboren, war seine Liebe zu dem reizenden Geschöpf gewachsen, bis sie sein ganzes Sein ausfüllte. „Ise, Ise!“ rief der Mutter Stimme, „wo steckst du?“

Noch einen Händedruck, einen Blick, dann blieb er. Vom Tanzsaal her erklang die wiegende Melodie einer heiteren Töne schnitten in die wunde Seele des Bernd. Jetzt unter all den frohen Menschen sein, lachen und tanzen und lüften — welche Pein!

„Ich kann es nicht“, dachte Bernd.

Er ging in das abgelegene Schreibzimmer. Bernd warf einige Worte auf einen Briefbogen. Er teilte mit, daß er nicht bis zum Schluß des Festes bleiben konnte, er fort müsse und bat um Vergebung dafür.

Ein Diener überbrachte dem Hausherrn den Brief, ihn und ward verstimmt. — Vergeblich erwartete Ise

Wengetns waren nun schon einige Wochen von wegzureise zurück. — Der Sanitätsrat hatte heimlich die Tiergartenstraße gelaufen, die Stettens früher bewohnt. Seine Schwester hatte alle aufs Beste eingerichtet, Paarsich der Residenz näherte, freute Wengern sich auf rasche seiner Frau.

Margarete sah frisch und blühend aus. Die blasse Gesichtsfarbe, welche sie während ihres Aufenthaltes im Wernerschen meist hatte, war der Röte der Gesundheit gewichen. Sie hatte noch gewonnen, seit ein rosiges Hauch sich darstellte.

Wie wunderbar schön war die Reise mit dem geliebten Ise! Wie hatten sie beide alles genossen: die wunderbare Kunstleben in den großen Städten, die sie besucht hatten, freuten sie sich beide auf ihr gemeinschaftliches Heim. auf das stille Schalten und Walten in ihren vier Wänden. Fürsorge für ihren Kleiner, den sie mit jedem Tag mehr liebte. Der Sanitätsrat freute sich auf sein häusliches Glück. Arbeit in der Klinik, die ihm doch zuweilen gefiel.

Der Schnellzug näherte sich Berlin. Sie waren in kleinen Abteil erster Klasse. Die junge Frau schmeichelte ihren Mann und hielt seine Hand.

und wir daheim", sagte sie glücklich. "Ach, Reiner, wie es dann erst werden!"
Bogen des Sanitätsrates nahm sie auf, nachdem sie den Koffer hatten.

liebes Berlin," sagte Margarete, "hier ist es doch am liebsten wenn man, wie ich, eine so reizende Frau hat", der Sanitätsrat munter.

"fahren wir?" fragte Margarete, "du wohnst doch in der Straße."

"verbesserte Wengern, jetzt aber nicht mehr."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

erzählte ich erst heute, du Böser."

der sein Vorleben kannte, kreuzte hier vielleicht wieder seinen Weg. Lieber in das fremde Land gehen, wo er seine Seele kannte. Offen vertraute er sich Derselb an, dieser versprach, durch seinen Vater für des Freundes Zukunft sorgen zu wollen.

So verschieden der lebensfrohe junge Kurländer von dem Manne war, der sein schweres Geschick trug, so fesselte beide doch ein warmes Freundschaftsgefühl. —

Brömmeler ritt eines Morgens sehr verstimmt aufs Feld und fand Bernd dort.

"Denke dir, Junge, meine beiden Damen sind heute früh abgereist. Belommt die Emma da gestern eine Depesche von ihrer Schwester aus Meran, sie wäre erkrankt und bittet meine Frau, gleich zu kommen. Nun muß ich allein bleiben."

Scheinbar ruhig hörte Bernd zu.

Seit dem Fest in Willehmen hatte er Jhe nicht wieder gesehen. Sie kam nicht mehr nach Jhenruh und er vermied es, ihr zu begegnen. Sagte er sich doch, daß er das sich in seinem Herzen für sie regende Gefühl bekämpfen müsse. Ihm kam die Nachricht des Onkels nicht unlieb; besser, er sah sie gar nicht wieder. — Es war wohl nur eine flüchtige Regung des Mitleids gewesen, das sie für ihn empfunden — weiter nichts.

Brömmeler machte noch einige Jagden mit und reiste seinen Damen nach. — Ungern sah er den Kessen scheiden, aber er sah dessen Gründe ein und suchte ihn nicht mehr zu überreden.

"Ich hoffe, das Leben führt uns doch wieder zusammen," sagte der Onkel beim Abschied, "ich hätte dich lieber hier behalten."

Nun war die Ernte eingeheimst; der Wind segte über die Stoppelfelder.

Eines Tages kam Bernd nach Jhenruh zurück. Er war redlich müde von seiner Arbeit, von früher Morgenstunde an bis zur Dämmerung. — Der Postbote hatte ein dickes Kuvert gebracht, es trug das Amtssiegel des Posener Gerichtshofes. Lange starrte Bernd es an. Was wollten die noch von ihm? Sie, die ihm die Ehre abgeschnitten, die ihn mit den schimpflichen Worten entlassen hatten: "Aus Mangel an Beweisen". — Sollte der Prozeß nochmals aufgeführt werden? Wollten sie ihn erbarmungslos zu Tode heßen?

Mit zitternden Fingern erbrach er das Siegel, dann las er: Polen, den 12. September 1909.

Sehr geehrter Herr Baron!

Anbei die Kopie des Schreibens, das uns soeben zugegangen, ich bitte Sie, davon Kenntnis zu nehmen.

Washington im Jameshospital, am 25. August 1909.

"Ehe ich ferne, muß ich meine Schuld bekennen. Ich habe am 20. Oktober 1907 den Waldhüter Franz Tschibulski im Walde erschossen. Nicht mit vorbedachter Absicht, durch einen unglücklichen Zufall! Der Herr Baron von Stetten ist unschuldig!"

Bernd ließ das Papier sinken, er war wie benommen.

Konnte es wahr sein, was da schwarz auf weiß stand? Sollte die düstere Wolke über seinem Leben sich lichten? Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen; erst nach und nach faßte er sich und las den Brief weiter:

Ich will hier alles genau und der lauterer Wahrheit gemäß erzählen; ich hoffe dadurch einen Teil der Schuld zu sühnen, die ich auf mich geladen.

Der Tschibulski und ich bewarben uns beide um dasselbe Mädchen, die Tochter des Gastwirtes Petraitis, der im Dorf Willkowitz lebte. Gravinia ist das Nachbargut und gehört dem Grafen Sollenstirn, bei dem der Tschibulski angestellt war.

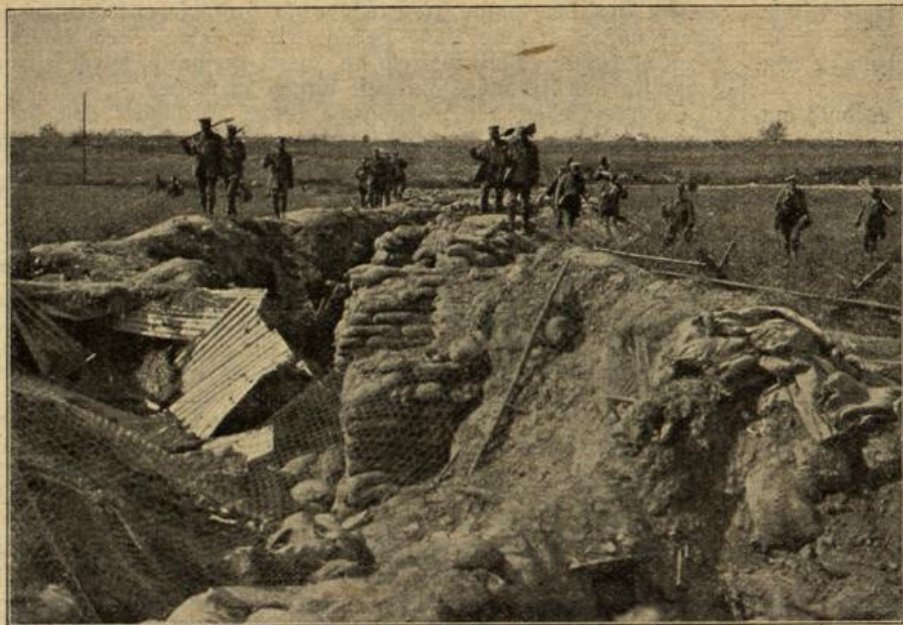
Der junge Baron von Stetten kam ab und zu nach Willkowitz zur Jagd und lehrte auch bei den Petraitis ein. — Die Janka und ich waren einig und liebten uns. Der Tschibulski war in das schmude Mädel wie toll verliebt, aber sein roher Charakter ließ sie ab, sie bevorzugte mich zu seinem Arger. Er suchte Streit mit mir, ich wich ihm aus; ich wollte nichts mit ihm zu tun haben.

Am Abend des neunzehnten Oktober war der Baron von Stetten bei Petraitis, mit dem er einen Handel um Kartoffeln abschloß. — Wir alle mochten den jungen Herrn gut leiden, der immer freundlich war und uns so manchen Großen gab, wenn wir ihm einen kleinen Dienst leisteten.

Mein Pferd, Stephan; führe es aus dem Stall, bat mich der Baron.

Ich gehorchte.

Es war ein böies, stürmisches Regenwetter. Die Nacht sank hernieder, als der Baron sich in den Sattel schwang. Der Braune war unruhig und bäumte sich, aber sein Reiter brachte ihn zur Vernunft. Ich hatte die Stallaterne herausgebracht. Zufällig fiel mein Blick auf den Boden. Da sah ich den mir wohlbekannten Hirschfänger des Barons liegen; er mußte sich wohl beim Kampf mit dem störrischen Gaul von der Kette gelöst haben, an der er befestigt gewesen war. Ich hob die Waffe auf.



Von den Kämpfen in Flandern:
Wirkung einer deutschen Wurfmine in einem eroberten englischen Schützengraben.
(Im Hintergrund bayerischer Landsturm beim Absuchen des Gefechtsfelds.)

„Er“, dachte ich, „da kriege ich gewiß einige blanke Markstücke, dafür kaufe ich der Santa ein rotes Tüchlein.“ (Schluß folgt.)

Durchlaucht.

Eine Kriegsepisode von Hermann Dreßler-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

So oft der Wind in dem dünnen Laube des niedrigen Eichen* gehölzes raschelte, riß der Posten das Gewehr an die Wade und lauschte. Aber immer wieder überzeugte er sich, daß es



Deutscher Militärpolizist in Brüssel.
(Mit Text.)

benäweg bisher in Lackstiefeln und im Zylinder zurückgelegt. —

Der Mond lugte durch die Wolken und warf seinen Schattenriß, das Bild eines großen, stämmigen Soldaten, auf den Boden. Er erwachte aus seinem Träumen und sah an sich herab.

Wie wenig war ihm von seinem Durchlauchtum geblieben in dieser Zeit des Kampfes und

wäre ihm jetzt gar nicht mehr feil gewesen für Gesellschaftsrod und Lackstiefel und Monofel! — Er zog die Uhr. Ein Uhr nachts! In einer Stunde mußte der Ablösungsposten kommen. Dann konnte er den Rest der Nacht am Lagerfeuer ausruhen und einmülich durchwärmen. Es war doch verdammt kalt. So nachts stand wahrhaftig kaum dem Dezember nach. Er schlug sich ein paarmal die Hände unter die Leibe auf die Patronentasche aufgelegt, auf und ab. Vor ihm dehnte sich eine kleine Hochebene, die in zu einem Höhenrande anstieg. Seit einigen Wochen sah die Franzosen dort oben zwei Batterien Feldartillerie an durch die sie die weiter zurückliegenden, in guter Dedu-

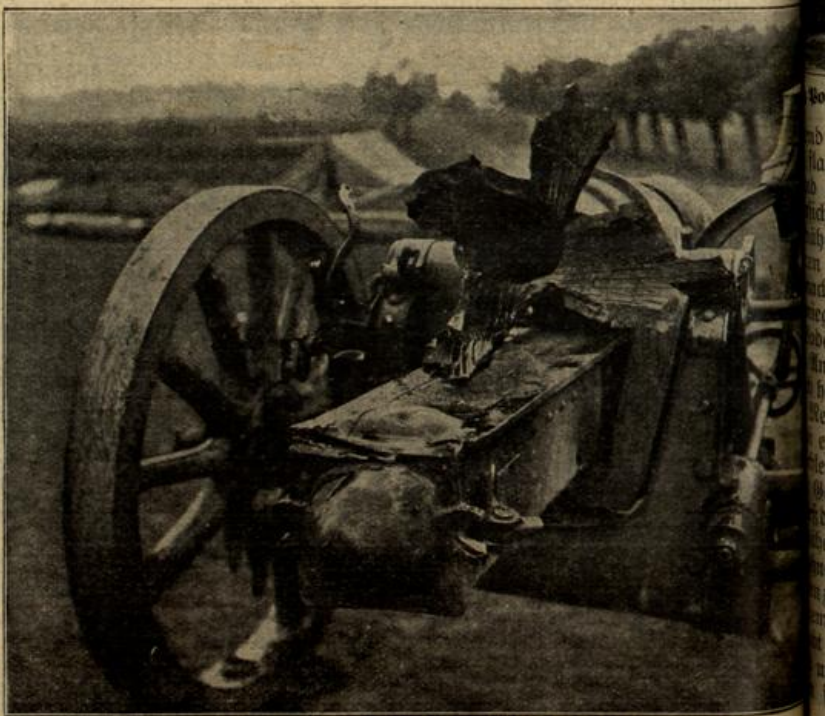
der Tat. Wie wenig war auch in ihm anderen Zeit haften geblieben: glänzenden, wie sie einer versorgten Frau neuen Badstüchten aufsteigen, aber keine Sehnsucht nach jenem Leben und der Verweidlichung!

Mit der großen Zeit war der Mann erwacht, der deutsche Mann mit den Stahl und dem granitnen Willen. Der Welt hätte ihn seinerzeit abhalten sich als Kriegsfreiwilliger zu melden, das schlichte Kreuz von Eisen an der liebt er seine feldgraue Uniform über



Zerschossene Waldhochebene auf dem Hartmannsweilerkopf.

ging dann, das Gewehr entsichert und schußbereit quer. Vor ihm dehnte sich eine kleine Hochebene, die in zu einem Höhenrande anstieg. Seit einigen Wochen sah die Franzosen dort oben zwei Batterien Feldartillerie an durch die sie die weiter zurückliegenden, in guter Dedu-



Ein russisches Geschütz mit einem Volltreffer in den Rohrlauf.
Das Geschütz wurde den Russen bei der Einnahme von Lemberg abgenommen. — Phot.

im Haubitzen sicherten. Durchlaucht hatte zwei Tage Beobachtungsposten gestanden und durch das Scheren-

daß er nicht daran dachte, sein Gewehr zur Wade zu heben. — Im nächsten Augenblick duckte er sich und entfloh ins Gebüsch.



An einer Blöße tauchte er noch einmal auf Augenblide auf.

Durchlaucht aber hatte ihn schon auf dem Korn, zog ab und sah, wie der Franzose, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, lang hinichlug.

Sofort antworteten die deutschen und französischen Gewehre dem Knalle, der so ganz unverhofft die Nachtsille zerrissen hatte. — Dann trat wieder Ruhe ein.

Durchlaucht schidte einen

von den Kämpfen in Südrussland: Gefangene Russen führen ihre eigenen Maschinengewehre hinter die deutsche Front.

von Geschützen selbst weiter vorzutreiben gedachten.

in das Glas zur Hand und suchte, sich im Buschwerk verbergend, das Ge-

lände ab, das oft Augenblide lang sich vor ihm wie in Tageshelle ausbreitete, wenn der Mond einmal hinter den Wolken hervortrat. — Der Wald da drüben stand schwarz und schweigend! — Kein Licht, keine Bewegung!

Das war merkwürdig! Er hatte doch sonst diese Totenstille nie beobachtet können! Vermutlich hatten die Franzosen ihre Sicherungsposten schon weit vorgehoben.

nd er das dachte, glaubte er ein Geräusch zu hören! Er

ach an den Boden und lauschte. — Jetzt war es wie jetzt — jetzt, wichtige Tritte, herten, und an Last dürre

achen. legte sich dicht den, das Ge-

Anschlag. hob sich etwa Meter vor ihm

einer französische Patrouille Gebüsch. Der

den Blick vor- send umher-

ne den deut- zu bemerken.

an Sak sprang plötzlich in und rief dem sein „Halt!“

Kameraden mit Meldung über den Vorfall zurück und nahm seinen Nachtpostendienst mit verschärfter Aufmerksamkeit wieder auf, bis endlich die Ablösung kam. Wie wohl die Wärme des Lagerfeuers tat! Er streckte sich behaglich daran nieder.

Die Kameraden waren gerade überm Abtochen. Das Ochsenfleisch brodelte im Kessel, und ein erquickender Duft von Fleischbrühe stieg daraus hervor. Das sollte schmecken!

Plötzlich tönte in das Behagen hinein fernes Gewehrknattern. „Ach was, wird weiter nichts sein! Postenschießerei!“ meinte einer und warf ein frisches Scheit ins Holzfeuer.

Wolderhet bei Ypern. (Mit Text.)

nd er das dachte, glaubte er ein Geräusch zu hören! Er

ach an den Boden und lauschte. — Jetzt war es wie jetzt — jetzt, wichtige Tritte, herten, und an Last dürre

achen. legte sich dicht den, das Ge-

Anschlag. hob sich etwa Meter vor ihm

einer französische Patrouille Gebüsch. Der

den Blick vor- send umher-

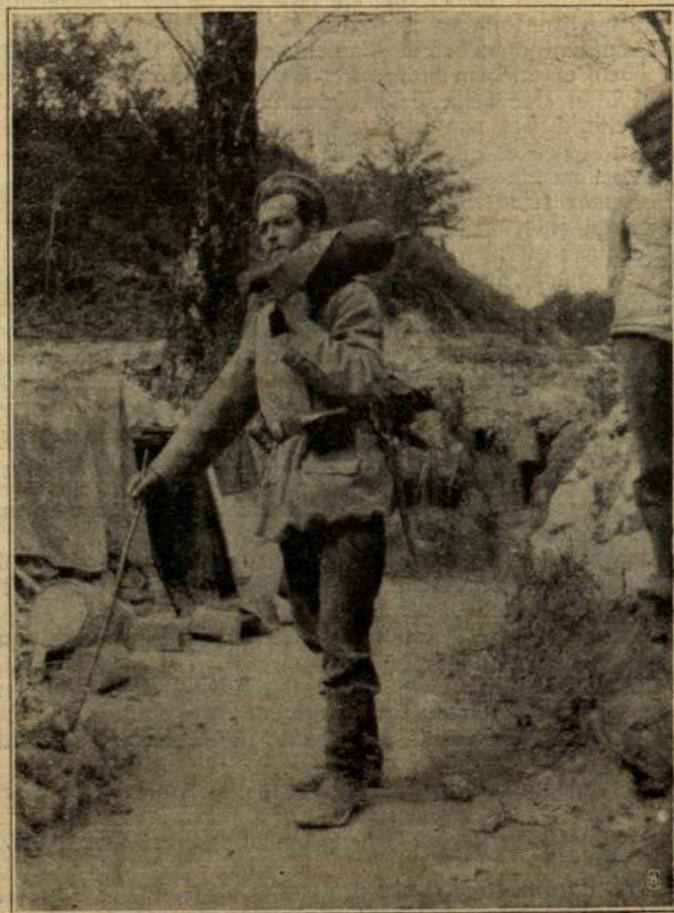
ne den deut- zu bemerken.

an Sak sprang plötzlich in und rief dem sein „Halt!“

so er chroden,



Heilengräber in der Heimat. (Mit Text.)



Eine französische Mine (Blindgänger) wird von einem Pionier weggeschafft.

Im selben Augenblicke stürzte der Hauptmann aufgeregt herbei.
„Rochfeuer auslöschten! Sofort!“
Fast gleichzeitig verwandelte sich die lagernde Kolonne in einen wimmelnden Ameisenhaufen.

Kommandos flogen durch die Nacht, scharf, schneidend, Schauer des nahen Todes-erwappend.

Der Unteroffizier gab dem Rochfessel fluchend einen Tritt, daß die Fleischbrühe in das Feuer lief. Die Soldaten traten mit ihren Nageltiefeln die Flammen zu Boden und rissen mit den Seitengewehren die schwelenden Scheite auseinander.

„Was gibt's denn?“

„Nur Ruhe, Kinder, Ruhe!“

Ein kurzes Aufheulen fuhr durch die Luft. Jemand etwas Schwarzes, kaum einen Augenblick sichtbar, vergrub sich brüllend in die Erde. Ein gelbes Flämmchen züngelte an der Stelle auf, und dann feierte die tüdische Granate bestend ihre Auferstehung unter Erdschollen, Steinen und zerfetzten, zerschmetterten Menschenleibern.

So! Nun wußten sie alle, was los war! Und alle hatten sie nur den einen Wunsch: vorzuspringen und sich auf den Gegner zu werfen.

„Ruhig Leute, nur ruhig!“ ermahnten die Offiziere.

„Unsre Stunde kommt auch noch!“ rief der Hauptmann im Vorbeireiten seiner Kompanie zu, deren brennende Nachgeier er mitfühlte.

In ruhigem Schritt, wie daheim auf dem Exerzierplatz, gingen die Sturmkolonnen zum Angriff vor. Die Artillerie funkte mit Leuchtraketen gegen die gegnerischen Stellungen, aber noch war nichts zu sehen. Granaten heulten durch die Luft und schlugen hinter den Angriffskolonnen ein. Feldartillerie bellte kurz ansetzend dazwischen, und hier und da pfißen Gewehrflügel in gedankenlosen Schwärmen durch die Luft.

Jetzt hatte man aber die eigene Postenkette im Rücken und trat in die Bruchung ein. Rechts und links fielen Kameraden, und wie von innerem Zwange getrieben, wurden die Schritte schneller. Und „schneller, schneller!“ begeherten die klopfenden Pulse.

Durchlaucht führte den vordersten Zug. Sein Feldwebel war ihm eben vor die Füße getollt.

„He, Durchlaucht! Aus dieser gottverfluchten Hölle kommt keiner wieder!“ schrie ihm einer zu.

„Kein Franzose soll herauskommen, recht so!“ antwortete Durchlaucht. „Wenn wir nur endlich vorwärts dürften!“

Eben ging wieder ein Regen von Leuchtfugeln über die gegnerischen Stellungen nieder, und da erkannte man auf Augenblicke deutlich die französischen Batterien oben am Abhang.

Es mußten sich da bereits Plankentkolonnen im Kampfe wälzen. Man hörte es an dem Rollen der Gewehrkalven, daß da vorne in der Nacht eine heiße Schlacht brüllte.

Da endlich flog das ersehnte Pfeifensignal durch die Reihen. Durchlaucht gab es an seinen Zug als Kommando weiter.

„Seitengewehr — pflanzt auf!“

Das war keine Berliner Kaffeehaustimme. Das war das Schmettern einer Kriegsdrommete.

„Tornister ab!“

Im nächsten Augenblicke startete ein Baum eherner Spitzen. Endlich, endlich würde man rankommen an die ...

„Trarattatta! Trarattatta!“

Das helle, aufreizende Sturmsignal fuhr mit seiner aufsteigenden und plötzlich wieder fallenden Tonreihe über das Schlachtfeld.

Ein „Hurra!“ wie vom Wahnsinn ausgestoßen, antwortete gellend, und dann stürzten die Braven nach vorn, Siegeszuversicht in den Augen und in den fiebernden Muskeln.

„Immer nur vorwärts, vorwärts in die Nacht!“

Der Mond versagte, aber die Artillerie arbeitete prächtig und überflutete das Schlachtfeld mit blendender Lichtfülle.

Zwischenhinein kreist der Regimentscheinwerfer und taucht alles in Silber. Durchlaucht sieht in seinem Schein das feuergeisternde Riesenmaul eines Geschüßes.

„Mir nach, hierher!“ brüllt er hinter sich und stürzt nach vorn. Ran!

Infanterie liegt als Schutz bis an die Achselstücke eingegraben. Hinein springt Durchlaucht in den gegnerischen Graben.

Seine Kameraden sind dicht hinter ihm, immer vorwärts drängend.

Nach langem heißem Ringen haben sie die Gegner überwunden und zu Gefangenen gemacht.

Nun wühlen sie sich am Abhang hinauf. „Hier! Hier!“ brüllt Durchlaucht.

Seine Stimme klingt heißer, fürchterlicher, als wenn der Schreiner den letzten Span vom Totenschreine reißt.

Jetzt ist er vorn am gegnerischen Geschüß.

Der Unteroffizier will gerade den Zündhebel abziehen, da

fährt ihm der deutsche Gewehrkolben auf das Haupt, da hin schlägt wie ein Plumpjad.

Das Geschüß ist stumm.

Durchlaucht sieht um sich, ob es noch Arbeit zu tun fühlt er, wie ihm etwas von hinten durch den Rücken in die Brust fährt. Ein dummes Gefühl! Nicht eben schmerzhaft, wenn man sich einen Splitter einzieht. Er dreht sich.

Da sieht er einen französischen Offiziersdegen. Blut! Und das ist sein Blut! Hoch springt er auf.

Mit einer letzten Kraftanstrengung wirft er sich auf ner und verjagt ihm den Todesstoß, dann schwinden Kräfte und er fällt schwer auf die Leiche.

Es wird ruhig um ihn. Er fühlt ein warmes Nimm! Brust unter den Kleidern dahinsidern.

„Ich muß sterben!“ denkt er und wundert sich, daß er Grauen bei diesem Gedanken empfindet.

Im selben Augenblicke hört er vor sich das siegreiche seiner Kameraden.

Er lächelt und schließt müde die Augen.

Dann vergehen ihm die Sinne — für immer ... Am andern Morgen finden ihn die Kameraden.

„Hier liegt Durchlaucht!“ jagt einer, und will ihm den Helm über das Antlitz decken.

„Nein, laß ihn so liegen!“ meint der Kamerad. das Auge, in dem er das Monokel trug, sieht noch halb

lacht so selig in den blauen Aprillhimmel!

„Wir wollen ihm ein Kreuz schnitzen!“

Sie tun es und schreiben mit schlichtem Tintenstift

„Lebe wohl, Durchlaucht! Du siegest im Tode!“

Riesengeschütze in früherer Zeit

Von Alfred Nello. (Nachdruck)

Von jeher bildeten Wurfgeschosse in den Kriegen eines der verderbenbringendsten Kampfmittel. Käufer unserer heutigen Kanonen waren die sogenannten barden oder Donnerbüchsen, die schon im Jahr 1338 in waren. Aber bereits bei der Belagerung im Jahre man sich solcher Donnerbüchsen bedient haben; auch er sich, daß der Erfinder der Kanonen in China bereits um 80 unserer Zeitrechnung gelebt hat. Demnach wäre der Kanonen annähernd ein fast zweitausendjähriges. gilt jedoch, daß im Jahre 1370, also um die Mitte des hundert, in Deutschland, und zwar in Augsburg, die nonen hergestellt wurden. Im folgenden Jahrhundert nonen in allen europäischen Ländern als Schußwaffe

Wertwürdigerweise fand das neue Kampfmittel in zuletzt Aufnahme. Im Anfang des 15. Jahrhunderts Deutscherordensmeister Ulrich von Jungingen (1407—1411) tige Geschütze zur Verteidigung der Festung Marienburg Ordenslandes in der Marienburger Geschützgießerei. Dies waren die ersten deutschen Riesengeschütze, die unserer heutigen Brummer, dazu bestimmt, den von kommenden Feind abzuwehren. Burggraf I. von Brandenburg der spätere Markgraf von Brandenburg, besaß auch ein Riesengeschüß. Die Chronik erzählt, der Landgraf von Thüringen habe diese Riesenkanone dem Burggrafen wiederum wird aber aus einem Briefwechsel mit dem ordensmeister bewahrt, daß der Burggraf Friedrich Marienburg aus eine dieser gewaltigen Büchsen erwarb. Man nannte diese Marienburger Kanonen damals „großen“ und sie haben als das gewaltigste Belagerungsmittel früherer Jahrhunderte zu gelten.

Im Jahre 1414 benutzte Friedrich I. diese Riesenkanone Belagerungsgeschüß gegen die bisher uneinnehmbare Befestigungen der Litowos. Diese Riesenkanone an ihren ort zu bringen, war bei den damaligen Transportwegen und dem Zustande der wenigen Verkehrsstraßen keine Mühe. Nur schrittweise konnte der gewaltige Büchsenwagen Bauern und Pferden gezogen, vorwärts gebracht werden gab ihr darum auch den Namen „die faule Greta“. zwanzig Pfund schwere Geschosse warf diese Donnerbüchse die feindlichen Festungsmauern. Wo sie ihren eisernen öffnete, war auch Tod und Verderben die Folge. Der Kurfürst, der für die Vervollkommen des Heeres eifrig war, legte auch auf den Ausbau seiner Artillerie besonderes Gewicht. Damals wehte schon die kurbraunenburgische Flagge in der kurbraunenburgischen Festung Groß-Friedrichsburg. des Großen Kurfürsten weitsehender Blick, sein Reich See erstarken zu lassen. Leider ist diese erste deutsche der Westküste Afrikas heute nur noch ein geringer Überrester kolonialer Bestrebungen. Die wenigen Mauerreste

In ihren Trümmern fand man auch vor nicht zu langer Zeit die mächtige Rohre der dort aufgestellten Festungsgeschütze. Sie sind heute im Zeughaus in Berlin zum Gedenken an den kaiserlichen Regierungsjahr. Kein Geringerer als Joachim Friedrich, der heldenmütige Verteidiger der Festung Kolberg, hatte auf einer seiner Seereisen diese fürchterlichen Kanonen im Jahre 1772 gefunden. Er entfernte sie von ihrem Standort, sondern ließ die Geschütze liegen. Die Engländer gaben ihren Kriegsschiffen als Bewaffnung Kanonen, und zwar solche von immer größerer Schußgeschwindigkeit. Sie sind darum die eigentlichen Erfinder der Schiffsartillerie zu nennen; obgleich die Marine seit hundert Jahren keine Seeschlacht mehr ausgetragen hatte und ihr erst gegenwärtig Gelegenheit gegeben ist, ihre Geschütze als angeblich größte Flotte der Welt darzutun. Die deutschen Heerwesen wirkten die Krupp'schen Kanonen. Diesem deutschen Erfinder verdankt Deutschland die Wertschätzung seiner Artillerie. Krupp baute die Belagerungsgeschütze, bis im Jahr 1870 den Eingang der Pariser Belagerung auf der Feste Mont Valérien. Das Geschütz „la belle Josephine“, das die Deutschen wegen der Ähnlichkeit mit dem „Vulkan“ nannten. Die Krupp'schen Kanonen sollen die Vereinigten Staaten zur Verteidigung des Panamakanals aufgestellt wissen aber auch, daß die deutschen Schiffsgechütze in der Seeschlacht bei Chile am 1. November 1914. Die deutschen Torpedokanonen als Unterseebootwaffe. Die Krupp'schen Kanonen auf den Meeresgrund! Die Artillerie besitzt aber in den Krupp'schen 42-Zentimeter-Geschützen die größten Riesengeschütze der Gegenwart. Deutsche erzählte sich über diese „Drummer“ allerhand Wunder. Die „dicke Berta“ ist heute genau so gefürchtet wie im Jahr Brandenburger die „faule Grete“. Man jedoch im übrigen auch für Märchen über die Flugdrummer und ihre Bauart hören mag, es ist wenig darüber bekannt gegeben worden. Es ziemt sich daher danach zu forschen. Die Interessen des deutschen Volkes verbieten es, daß die Vierteljahr-Strategen über die Krupp'schen Geschütze Vortrag halten können. Die Eroberung von Vattich, Namur und Antwerpen geben beredte Zeugnisse der gewaltigen Kraft dieser Drummer.

Errettung von der Guillotine.

Errettung von der Guillotine. In Trémont gehörte zu der großen Zahl von Edelleuten, die in der französischen Revolution, 1793, der Guillotine zum Opfer fielen. Mit einer Menge Standes- und Schicksals-Veränderungen erlitt er an einem sehr kalten Wintertage hingerichtet. Die Köpfe waren schon gefallen, bevor er an die Reihe kam. Er froren von dem langen Stehen die Beine so fürchterlich, daß er nicht vor Steifigkeit umzuwenden, eine Stütze an sich suchte, der hinter ihm stand. Denn er befand sich in einer Reihe, und zur Bedeckung war ringsum hinter ihm eine Kette von Militär aufgestellt. Der Mann, der sich da ans Herz legte, mochte wohl die Last als sehr empfinden, er trat etwas zur Seite, und der Graf, der sich wieder stramm aufrichtete, in die Militär-Reihe hinein. Die trat zur Rechten wie zur Linken noch „an“ auseinander, möglicherweise aus Mitleid mit dem armen Opfer, und in dem Bestreben, die erstarrten Glieder zu wärmen, trippelte er hin und her und kam so unversehens in die Zuschauer-Menge hinein. Da der kurze Winter-Tag dem blutigen Geschäft zur Reize ging und die Dämmerung hereinbrach, fiel es niemandem auf, daß die zusammengekauerten Hände den Unglücklichen als vom Revolutionstribunal gekennzeichnet. Wenigstens hinderte ihn niemand daran, nach und nach immer weiter nach rückwärts zu schob. Er bemerkte er hinter und neben sich keinen Menschen mehr. Die schweigenden, im Zwielicht gehüllten Gassen der Stadt erwachte die Lebenshoffnung in ihm mit Macht. Jetzt erwachte die Neugierigen den Rückweg in die Stadt. Warum sollte er ihrem Beispiel nicht folgen? Er lief unauffällig in dem Tempo der übrigen, nachher immer einmal stolperte er in der zunehmenden Dunkelheit in den trockenen Graben, der zu jener Zeit die Tuilerien-Gräben bildete. Diese Vertiefung schien ihm willkommene Deckung zu geben. Er blieb liegen und hob nur den Kopf, um die Leute zu überblicken. Da sah er, daß man mit dem Menschen aufgehört hatte und soeben die noch nicht Heranwegführte, daß er fehlte, hatte niemand bemerkt.

Nun verließen sich schnell die wenigen noch übrigen Zuschauer, und als alles leer war, stieg auch er aus seinem rettenden Graben heraus. Er kannte die Örtlichkeit von früheren, glücklicheren Zeiten her ganz genau. Indem er sich im Schatten der Mauern hielt, gelangte er an die Markthallen, in denen es damals viele Schankstätten für Arbeiter, Kutscher und Marktleute gab. Bei denen wollte er suchen, unter einem unverdächtigen Vorwande die Fesseln von seinen Händen loszuwerden. Solange er die trug, durfte er sich nicht für gerettet ansehen.

Möglichst vergnügt ging er in eine der Schenken und trat zu einer Gruppe von Zechenden heran, denen er lachend seine Hände zeigte: „Seht doch bloß mal an, Jungen, was meine Kumpen mir da für 'nen Pöffen gespielt haben! 's ist wahr, ich hatte verschiedene Gläser über den Durst getrunken — bei der Kälte — na, ihr wißt ja. Das hat sich die Bande zunutze gemacht und hat mir Fesseln angelegt! Na, die sollen's aber kriegen!“

Nicht nur die Nachahmung der Volkssprache, auch die ganze vernachlässigte Erscheinung des lange Eingekerkerten machten den Eindruck, daß er ein Standes- und Arbeitsgenosse der Männer sein könne, die er mit so viel Redseligkeit anredete. Jedenfalls hielten sie ihn dafür, schnitten die Bande von den steif gewordenen Händen und nötigten ihn an ihren Tisch, wo er an ihrer Mahlzeit und ihrem sauren Wein teilnehmen mußte. Mit den Spargroschen eines ehemaligen Dieners und in dessen Kleidung rettete sich der Graf darnach über die Grenze und lebte längere Zeit in Schlessien.

Dort traf er auch mit seinem Freunde, dem schlesischen Grafen Schlabendorf, zusammen, der auf nicht weniger wunderbare Weise der Guillotine entgangen war. Er hatte sich beim Ausbruch der Revolution vorübergehend in Paris aufgehalten, war aber mit den französischen Aristokraten zugleich verhaftet und zum Tode verdammt worden. Doch zögerte sich seine Hinrichtung ungewöhnlich lange hin, und als er endlich mit dem Karren zur Guillotine gebracht werden sollte, war darüber der 27. Juli 1794 herangekommen, der berühmte 9. Thermidor. Und dabei ereignete es sich, daß die Stiefel des Grafen nicht zu finden waren, und daß, als das Suchen gar zu lange dauerte, der Karrenführer ohne ihn abfuhr, um am andern Tage seinetwegen noch einmal vorzusprechen. Dazu jedoch kam es nicht mehr. Der 9. Thermidor brachte Robespierres Sturz, die Schreckensherrschaft war zu Ende, Graf Schlabendorf wurde samt den noch übrigen Aristokraten auf freien Fuß gesetzt, ging in sein Vaterland zurück und lebte dort auf seinen Gütern, wo Graf Trémont sein Gast war, — zwei gerettete Zeugen der schrecklichsten Zeit in Frankreichs Geschichte. C. D.

Fürs Haus

Schuhsohlen haltbar zu machen.

Die Schusterrechnungen spielen besonders in kinderreichen Familien eine ganz erhebliche Rolle im Haushalt, und der Wunsch, diesen Kosten nach Möglichkeit einzuschränken, ist daher nur zu begreiflich. Besonders sind es die Sohlen, die bei unserm jungen Nachwuchs aller Augenblicke wieder „durch“ sind, und da empfiehlt es sich, zu ihrer größeren Haltbarkeit eine kleine Rähe nicht zu scheuen.



Zu diesem Zwecke bestreicht man die noch nicht getragenen, also ganz trockenen Sohlen mittels eines breiten Pinsels (siehe Abbildung) gleichmäßig und Strich für Strich mit gelochtem und etwas abgekühltem Leinöl und läßt das Öl gut eingehen. Verstärkt wird die Wirkung noch, wenn man das Verfahren ein paarmal wiederholt, ehe die Sohle durch das Tragen mit Feuchtigkeit in Berührung kommt. Aber auch nach dem Tragen kann es von Zeit zu Zeit immer wieder einmal mit Vorteil angewendet werden, aber immer nur, wenn die Sohle trocken ist, denn die Feuchtigkeit würde das Eindringen des warmen Oles unmöglich machen, gerade wie andererseits die ölgetränkte Sohle der Rähe und ihrer zerstörenden Wirkung einen größeren Widerstand entgegensetzt. Die kleine Rähe lohnt sich reichlich. Will man die Sache ganz gründlich machen, und kann man die Sohlen ein paar Tage in Behandlung haben, so kann man nach dem vollständigen Eintrocknen des Oles noch einmal mit Benzinöl darübergehen, was selbstverständlich die Wirkung erhöht. Empfehlen kann man auch statt des Leinöls eine Mischung von drei Teilen Leinöl mit einem Teil Terpentinöl, doch ist bei der Erwärmung dieser Mischung sehr vorsichtig zu hantieren, denn Terpentinöl ist feuergefährlich.

Unsere Bilder

Deutsche Militärpolizei in Brüssel. In der belgischen Hauptstadt ist von der deutschen Militärbehörde ein Polizeikommando eingerichtet worden, das, abgesehen von seinen militärpolizeilichen Dienstobliegenheiten, auch die Tätigkeit der Zivilpolizei zu unterstützen hat. Unser vorstehendes Bild zeigt einen solchen deutschen Soldaten, der als Militärpolizist in Brüssel Dienst tut. Als Kennzeichen seines Amtes trägt er eine Armbinde und ein Brustschild von ähnlicher Art, wie es die deutschen Feldgendarmen aufweisen. Natürlicherweise werden für den Militärpolizeidienst vorzugs-

„Nun ja,“ bemerkte der Bildhauer, „das muß wohl der Fall sein, doch sein Schöpfer.“ Ein mißtrauischer Blick folgte dieser Erklärung, wandte sich das Oberhaupt der Familie den Seinen zu und die Worte fielen: „Oder Schwindler!“ — Drake entfernte sich lächelnd, ohne daß der Zweifler weiter aufgeklärt wurde.

Gemeinnütziges

Hopfen darf nicht im Sonnenschein getrocknet werden; er verliert an Farbe und Geruch. Besser zum Ziele kommt man im Kleintrocknen die Trocknung auf gut gereinigten staubfreien Böden vorgenommen.

Drei Veteranen von 1866 und 1870/71 als Bataillonskommandeure in einem Regiment.



Oberst Frhr. v. Gemmingen-Hornberg.



Oberstleutnant v. Wöllhaf.



Oberstleutnant Freiherr v. Graßheim.

Das württembergische Landwehrregiment Nr. 123 hatte bei seinem Austrücken ins Feld drei Veteranen von 1866 und 1870/71 als Bataillonskommandeure an der Spitze. Die drei Veteranen waren Oberst Frhr. v. Gemmingen-Hornberg, den 68jährigen Oberstleutnant v. Wöllhaf und den 69jährigen Oberstleutnant Freiherr v. Graßheim. Alle drei schmückte das Eisene Kreuz 2. Klasse von 1870/71 und das 1. Klasse von 1914, der württembergische Militärverdienstorden und das Ehrenkreuz der württembergischen Krone mit Schwertern. Freiherr v. Graßheim steht noch heute an der Spitze seines Bataillons, Freiherr v. Gemmingen erlitt beim Angriff an feindlichen Stachelbrustharnischen Verletzungen, und Oberstleutnant v. Wöllhaf muß nach siebenmonatigem Ausbleiben im Schlingengraben eine von 1870 herrührende, aufgetrocknete Wunde ausheilen.

weisse solche Leute ausgewählt, die mindestens die französische, nötigenfalls auch die flämische Sprache einigermaßen beherrschen.

Schloß Roldershet bei Ypern. Es ist nicht der einzige Herrensitz, der durch Granaten zertrümmert worden ist, wie ja überhaupt in Westflandern nur wenig von den Werken, die Menschenhände geschaffen, übriggeblieben sind. Flandern und Ypern werden in der Geschichte dieses Weltkrieges ein besonderes Kapitel bilden.

Heldengräber in der Heimat. Am Fuße des Völkerschlachtdenkmal in Leipzig wurde über den Gräbern von zweihundert in diesem Kriege gefallenen Kriegern ein Denkmal errichtet, das aus einem gewaltigen Granitstein in Form eines Eisernen Kreuzes besteht.

Allerlei

Granat. Direktor (zur Sängerin, nachdem sie Probe gesungen): „Als Sängerin kann ich Sie nicht gebrauchen, aber wenn Sie wollen, können Sie in dem Ausstattungsstück den heulenden Sturm markieren!“

Der beste Rat. Der berühmte amerikanische Advokat Bartols befand sich einst zufällig im Gerichtssaal, als vor den Geschworenen der Prozeß gegen einen wegen Raubes angeklagten Persönlichkeit, die keinen Verteidiger hatte, beginnen sollte. Der Präsident des Gerichtes wandte sich an Bartols und sagte: „Herr Advokat Bartols, übernehmen Sie die Verteidigung, gehen Sie mit dem Angeklagten in jenes Zimmer und geben Sie ihm den besten Rat, den Sie wissen.“ — Bartols willigte ein und kehrte nach einer halben Stunde allein zurück. — „Nun, wo ist der Angeklagte?“ fragte der Präsident. — „Weit von hier“, antwortete der Advokat. „Als ich gehört, was er mir zu sagen hatte, befolgte ich Ihren Befehl und gab ihm meinen besten Rat, nämlich den, so rasch wie möglich zu entfliehen, worauf er aus dem Fenster sprang und sich in Sicherheit brachte.“

Drake und der Familienvater. Friedrich Drake, gleich in Vermont geboren (1805), war früh nach Berlin gekommen, wo er Rauchs Schüler wurde und sich bald als Meister bewährte. Er hatte sich hier auch so eingewöhnt, daß er, einzelne Reisen ausgenommen, die preussische Hauptstadt nicht mehr verließ, ja sie innig liebte. Der Tiergarten in Berlin sah ihn täglich in seinen schattigen Alleen. Auf einem dieser Spaziergänge war er wieder einmal zu der Statue Friedrich Wilhelms III. gekommen, einem seiner Meisterwerke, vor dem er eine Zeit lang über die Statue unterhaltende Familie fand. Namentlich war es das Oberhaupt desselben, das den Seinen das Relief an dem runden Piedestal erklärte, aber auch Irrtümer einfließen ließ. Drake trat näher und berichtete den Familienvater. „Sie kennen das Dings da ja sehr genau“, sagte endlich der Vollblutberliner. —

Die oberste Nase des Rosenkohl ist stets am meisten entzündet, wird infolgedessen auch zuerst geerntet, was andererseits zur Folge hat, daß die Seitennasen zur Vervollkommenung angereizt werden. Es läßt sich bis tief in den Winter hinein ernten, denn der Rosenkohl ist ziemlich unempfindlich. Er verträgt eine Kälte von 15 Grad, ohne Schaden zu nehmen.

Regen gehören bei Regenwetter nicht auf die Weide. Sie müssen bei plötzlich eintretendem Regen schleunigst unter Dach und Fach gelangen können, denn die Nässe ist ihnen sehr schädlich.

Frühhühner sind schlachtreif, wenn sie 6 bis 7 Monate, Truthähne, wenn sie 9 bis 10 Monate alt sind. Dann ist ihr Fleisch am meisten saftig, zart und wohlschmeckend. Über 4 Jahre sind weder als Schlacht-, noch als Zuchthühner tauglich.

Scharade.

Das Erste ist ein Element,
Als Frucht das andre jeder kennt.
Das Ganze ist auch eine Frucht,
Die meist an Bäumen wird gesucht.
Julius Fald.

Leistenrätsel.

A A D E
E E E E
F L L N N O P
R S S T
T T W Z

Die mittlere Querreihe bezeichnet eine preussische Provinz und die vier Endreihen: einen Mädchennamen, einen deutschen Nebenfluß, einen griechischen Philosophen und einen Himmelskörper.

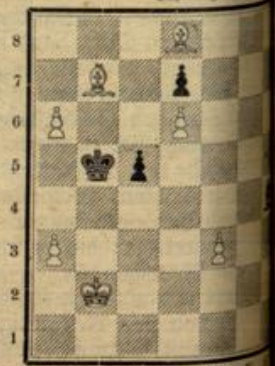
Ernst Big.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Del, Joel.
Des Bilderrätsels: Wenigliche Mühseligkeit besteht in erfolgreichem Handeln.

Problem Nr. 137.

Von Dr. A. Frankenberg
(Deutsche Schachzeitung, 1914)
Schwarz.



A B C D E F
Weiß.
Matt in 2 Zügen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.